

chinesischen Talenten“, den man Prinz Shotoku zuschreibt, bezieht sich auf eben diese Fähigkeit, vieles von anderen zu empfangen, um das eigene Vermögen zu bereichern. Andererseits muß man zugeben, daß diese Fähigkeit zur Assimilation zu einem Mangel an kritischem Geist und als Konsequenz hieraus oft zu einem kulturellen Synkretismus führt. Die Idee des gründlichen Forttreibens aller Dinge, bis ins Weltanschauliche, fehlt in der japanischen Geistesgeschichte. Selbst in der Diskussion um „die letzten Dinge“ wird nicht der faustische Ernst, sondern die *legerté* des Geistes, wie sie dem Priester Ikkyu eigen war, und nicht die letzte Antwort, sondern ein geistreiches Ausweichen vor ihr vorgezogen.

Ich habe versucht, Sie in die traditionelle Denkweise des Japaners einzuführen und etwas über den Charakter meines Volkes zu sagen. Wie vieles davon angesichts der tiefgreifenden Veränderungen, die sich in den letzten Jahrzehnten in unserem sozialen und politischen Leben vollzogen haben, noch zutrifft, das ist eine Frage, die heute noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden kann. Die Anzeichen einer Umwandlung im geistigen Leben des Japaners sind klar erkennbar, aber was sie letztlich bedeuten, wird erst die Zukunft zeigen.

KLEINE BEITRÄGE

PROF. DR. R. J. MOHR, NIJMEGEN
MISSIOLOGISCHE ERFAHRUNGEN
AUF EINER ETHNOLOGISCHEN REISE

Im vergangenen Sommer hatte ich Gelegenheit, mit Unterstützung der kath. Universität zu Nijmegen eine mehrmonatige Reise in Westafrika zu unternehmen. Ende Mai flog ich von Amsterdam nach Accra an der Goldküste. Von dort aus fuhr ich mit den verschiedensten Verkehrsmitteln nach dem Norden, zunächst zu einem kurzen Besuch der Krobo im Hinterland der Küste, dann nach Kpandu im früheren deutschen Togo zu dem bekannten Stamme der Ewe, weiter nach Tamale zu den Dagomba und nach Navrongo zum Doppelstamm der Kasena-Nankanna. Mein Weg führte mich weiter in die französische Kolonie Haute Volta, wo ich die Mossi und Bobo kennenlernte, dann an die Elfenbeinküste zu einem kurzen Besuch der Abore nicht weit von Abidjan. Von Abidjan brachte mich sodann das Flugzeug nach Lome, der Hauptstadt der früheren deutschen Kolonie Togo, jetzt französisch, von wo ich mit der Bahn nach Norden, zuerst nach Atakpame und dann zur Endstation Blitta fuhr. Von dort aus ging es mit einem Lastwagen weiter nach Sokode, um den Stamm der Bassari, etwa 60 km

nordwestlich von Sokode, und die beiden Stämme der Losso oder Nawda und Kabre, etwa doppelt so weit nördlich von Sokode, kennenzulernen. Darauf kehrte ich über Sokode, Lome und Accra am 14. September nach Europa zurück. Infolge des außerordentlichen Entgegenkommens der Missionare jeder Nationalität in allen von mir besuchten Gebieten und der Sympathien, die im Togo-lande und auch sonstwo die Deutschen genießen, war es mir möglich, wertvolle Informationen zu bekommen.

Ich machte die Reise zunächst als Ethnologe, und es ging mir hauptsächlich darum, vergleichendes Material beizubringen über ganz bestimmte soziologische, religiöse und ethische Erscheinungen, die diese Stämme zeigen, und die mich besonders interessieren. Auf soziologischem Gebiete die alte Ordnung der Lineage, die hier in paternaler Form noch in einem Gehöfte zusammensiedelt, auf religiösem Gebiete das Verhältnis der Hochgottidee, des Ahnendienstes und Fetischkultes zueinander, auf ethischem Gebiete vor allen Dingen die hier so verbreitete starke Hochschätzung der vorehelichen Virginität. Durch diese Beschränkung auf bestimmt präzierte Fragen war es mir mit Hilfe von zum Teil ausgezeichneten Dolmetschern möglich, meine Arbeit stark zu intensivieren. Weil aber alle diese ethnologischen und religionswissenschaftlichen Erscheinungen in Zusammenhang mit der Missionierung stehen und weil ich auf der ganzen Reise die Gastfreundschaft der Missionare in Anspruch nahm, kam ich, ohne es zu wollen, in Berührung mit den dringendsten Missionsproblemen, die nicht nur Probleme dieser afrikanischen, sondern wohl aller Missionen bei noch einigermaßen „primitiven“ Völkern sind. Ich glaube darum, daß es nicht ganz ohne Belang ist, diesen Dingen eine wenigstens andeutende Erörterung zu widmen, wozu mich der Herausgeber dieser Zeitschrift freundlicherweise eingeladen hat.

Es scheint mir, daß sich die Mission über ein Grundproblem allzu leicht hinwegsetzt, von dessen richtiger Lösung mir das Wohl und Wehe des afrikanischen christlichen Menschen und der afrikanischen Kirche abzuhängen scheint. In der Missionsarbeit kommt es ja, ebenso wie in der Seelsorge im allgemeinen, nicht nur darauf an, die Kirchen zu füllen, die Anzahl der gespendeten Taufen und Kommunionen auf eine Rekordhöhe zu bringen. Bei diesen an sich rein äußerlichen Bestrebungen einer vielleicht etwas amerikanischen Seelsorge hat man in Afrika zweifellos großen, aber eben vielleicht allzu äußerlichen Erfolg. Es darf nämlich nicht übersehen werden, daß es nun einmal heute in Afrika altmodisch ist, ein Heide zu sein. Selbst die Fetischpriester lachen meist verschämt, wenn sie einem die Funktion ihrer Fetische erklären, an denen sie vielfach offensichtlich nur noch festhalten, weil sie ihnen eine notwendige finanzielle Einnahme sichern. Sie sind auch meist gern bereit, im Angesicht des Todes sich davon loszusagen. Es ist heute in Afrika so, daß es modern ist, sich europäisch zu kleiden, und daß es nicht weniger modern ist, eine europäische Kirche zu besuchen und die Religion zu haben, die der Europäer zu haben wenigstens vorgibt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß trotz dieser herrschenden Tendenz eine große Anzahl Menschen es wirklich ernst mit ihrem Christentum nimmt. Aber dem äußeren Erfolg darf nicht eine allzu große Bedeutung beigemessen werden. Wenn der nationale Gedanke in Afrika mehr um sich greift und die schwarzen Menschen sich des Eigenwertes ihrer Kultur bewußt werden — und das ist zu erwarten, hat bereits begonnen — und wenn der Europäer das Land verlassen hat — und das ist ebenfalls zu erwarten — dann dürften die Dinge sich sehr rasch ändern.

In dieser Situation scheint mir das Grundproblem die Frage zu sein: Wie soll sich die *Mission* zur *einheimischen überlieferten Religion* und zu dem mit der Religion engstens zusammenhängenden *Brauchtum* stellen? Gott sei Dank, gibt es heute doch eine große Zahl von Missionaren, die vermuten oder überzeugt sind, daß es sich bei diesen Dingen nicht so einfachhin nur um finstersten Götzenwahn handelt, der nicht mehr verdient, als mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu werden, obwohl „Götzenverbrennungen“, soweit solche überhaupt noch möglich sind, wie ich selbst erfahren habe, auch in unserer Zeit noch vorkommen. Durch die Ergebnisse der modernen ethnologischen und religionswissenschaftlichen Forschungen setzt sich langsam die Erkenntnis durch, daß es in jeder Religion gewisse Dinge gibt, die zum religiösen Gemeingut der Menschen gehören, die aus Urzeiten der Menschheit stammen und die auch im Christentum vorhanden sind. Wenn Gott will und auch vor Christi Erscheinen im Fleische immer wollte, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen (1 Tim 2, 4), dann kann man konsequenterweise kaum annehmen, daß dieser Gott zuließ, daß nun alles, was die Menschen vor Christus auf religiösem Gebiete erkannten und übten, nur Unwahrheit und Unsinn war. Ist nicht in dieser Frage geradezu wegweisend, was der hl. Paulus, der größte Missionar aller Zeiten, vor dem Areopag in Athen aussprach: „Als ich durch die Stadt ging und eure Heiligtümer betrachtete, fand ich einen Altar, auf dem geschrieben steht: ‚Dem unbekanntem Gott‘. Nun denn, was ihr nicht kennt und doch verehrt, das verkünde ich euch“? Darin liegt die ganze Haltung des Missionars gegenüber der alten Religion beschlossen. Das Christentum will und darf kein Bruch sein mit dem Alten, Christus selbst hat seine Verkündigung immer wieder und wieder bewußt an das Alte angeschlossen. Das Christentum will und muß Vollendung sein all dessen, was Gott den Menschen vor Christus gegeben hat, um sie auf Christus hin zu erziehen und durch den unbekanntem Gott zu retten und zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen, soweit das notwendig war für ihre Rettung. Nur wenn an dieses Vorhandene angeknüpft wird, nur dann wird das Christentum nicht als ein fremdes Kleid den schwarzen Menschen umgehängt, sondern als etwas Organisches eingebaut in ihr ganzes Sinnen und Denken, und nur so wird es ihnen Herzenssache.

Ich habe jedenfalls in Afrika nie so leuchtende Augen gesehen und ein so warmes Interesse gefunden, ich habe nie solche tiefgefühlte Äußerungen von Dankbarkeit gehört und nie so empfunden, daß Menschenseelen von einem inneren Druck befreit wurden, als wenn ich christlichen Eingeborenen auseinandersetzte, wie ihre alten „heidnischen“ Überzeugungen und Praktiken, die sie mir erklärten, und, ich muß sagen, mit innerer Wärme erklärten, in den christlichen Überzeugungen und Praktiken eigentlich nur ihre Erfüllung gefunden hätten und welch ein tiefer Wahrheitsgehalt und religiöse Ergriffenheit auch in dem enthalten sei, was ihre so hochverehrten Ahnen geglaubt und getan hatten, um dem einen Gott zu dienen und zu ihm zu gelangen, und daß sie so auch tatsächlich zu ihm gelangt seien.

Ich glaube, wir müssen uns besonders in der Missionsarbeit mehr von dem Bemühen leiten lassen, die große Einheit der einen Heilsveranstaltung Gottes für alle Menschen zu sehen, und zwar außerhalb wie innerhalb der Kirche. Es ist die große Idee des Gottesstaates, wie sie der hl. Augustinus so unvergleichlich konzipiert hat. Es ist das geradezu eine Lieblingsidee dieses überragenden Geistes, und ich müßte fast ein Buch füllen, wollte ich all die Stellen aus seinen Werken anführen, die auf den von mir hier geäußerten Gedanken Bezug haben.

Ich will nur eine hier bringen aus dem 47. Kapitel der „Civitas Dei“, wo er hinweist auf einen heidnischen Gerechten, der außerhalb des alten Judentums vor Christus Gott gedient hat und selbst von den Juden als Gerechter anerkannt wurde, auf Job, und wo er sagt: „Gott hat es ohne Zweifel so gefügt, damit wir wenigstens an diesem einen Beispiel ersähen, es habe auch bei anderen Völkern Leute geben können, die gottgemäß wandelten und Gottes Wohlgefallen besaßen, Angehörige des geistigen Jerusalems. Man hat jedoch anzunehmen“, so fügt Augustinus bedeutsam hinzu, „daß dies nur solchen zuteil ward, denen der eine Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus, von Gott geoffenbart worden ist; sein Kommen im Fleische wurde den Heiligen der Vorzeit ebenso als künftig vorhervorkündet, wie es uns als vergangen verkündet worden ist, so daß ein und derselbe durch ihn vermittelte Glaube alle zum Gottesstaat, zum Gotteshaus, zum Gottestempel Vorherbestimmen hinführt zu Gott“. (Kösel'sche Biblioth. d. Kirchenväter: Augustinus III, S. 175.) Eine der reizvollsten Aufgaben der Missiologie müßte es m. E. sein, einmal diesen nach meiner Überzeugung zahlreichen Spuren von Offenbarungen des Menschen Christus Jesus an die Heiden in ihrer Religion und ihrem Gottesdienste nachzugehen, von denen Augustinus überzeugt ist.

Aber wenn auch manche Missionare bereits diese Dinge sehen und darunter leiden, daß man bisher zu wenig danach gehandelt hat, so hat man im großen und ganzen doch den Eindruck, daß die Mission als solche gegenüber dem alten Brauchtum eine zu wenig positive Haltung einnimmt, einem Brauchtum, das übrigens tiefer wurzelt, als man das hinter der europäisierten Fassade auf den ersten Blick vermuten sollte, und zwar auch bei der jungen Generation. Die Mission tut sozusagen nichts, um das Verschwinden dieses Brauchtums aufzuhalten und sie tut womöglich noch weniger, um es in die kirchlichen Gebräuche, Feiern, in Liturgie, Kirchenbau, kirchliche Kunst usw. einzubauen.

Im einzelnen kann ich auf diese Dinge hier nicht näher eingehen. Aber diese Haltung der Mission dürfte nicht so ganz einer echt kirchlichen Gesinnung entsprechen. Die Kirche hat sich von jeher als Hüterin der Volkskultur betrachtet, und auch die offiziellen Äußerungen kirchlicher Stellen zu dieser Frage lauten durchaus eindeutig in diesem Sinne. Die Kirche ist sich bewußt, daß Gott die Verschiedenheit in den Sitten und Bräuchen unter den Menschen liebt und bejaht. Gott liebt die Verschiedenheit überhaupt, sonst hätte er nicht diese unendliche Mannigfaltigkeit in die ganze Natur gelegt, daß nicht ein einziges Individuum einem einzigen anderen vollkommen gleich ist. Die Verschiedenheit ist eine Offenbarung seiner unendlichen Fülle und Allumfassendheit. Die Mannigfaltigkeit der Menschen und ihrer Kulturen entspricht zweifellos dem göttlichen Willen. Gott „normt“ nicht. Das tut nur der Mensch, sagen wir besser, der technische Mensch, er strebt nach Gleichmacherei bis zum Tausendstel eines Millimeters und darüber hinaus. Ich behaupte darum, daß der echte Missionar ein Kämpfer sein muß für die Erhaltung des alten Brauchtums, soweit dieses nicht direkt dem Glauben und der echten guten Sitte widerspricht — und ich behaupte, daß dies nur sehr selten der Fall ist — ein Kämpfer gegen die europäisch-amerikanische Gleichmacherei.

Die Bereitschaft zu diesem Kampfe und die Überzeugung von seiner Notwendigkeit wird dem Missionar erst kommen, wenn er sich frei gemacht hat von dem engstirnigen Wahn, als ob ein christlicher Mensch nur in europäischen Kategorien denken, nur in europäischen Formen leben, nur in europäischen Symbolen sein religiöses Leben zum Ausdruck bringen könnte. Ein Mensch, der nicht imstande ist, sein Europäertum aus Liebe zu den Seelen einzuklammern, um sich

mit dem hl. Paulus „zum Sklaven aller zu machen, damit er möglichst viele gewinne, um den Juden ein Jude zu werden, um die Juden zu gewinnen, den Gesetzesleuten wie ein Mann des Gesetzes, um die Gesetzlichen zu gewinnen, den Gesetzesfreien wie ein Gesetzesfreier, um die Gesetzesfreien zu gewinnen, den Schwachen ein Schwacher, um die Schwachen zu gewinnen, allen alles, um auf jede Weise einige zu retten“ (1 Kor 9, 19—22), ich sage, ein Mensch, der dazu nicht imstande ist, sollte nicht als Missionar hinausgeschickt werden. Liegt hier nicht eine bedenkliche Lücke in der Auswahl und Ausbildung unserer Missionare?

Ein Missionar nun, der diese Aufgabe erfaßt hat, die ihm obliegt, das alte Volkstum zu erhalten und im Anschluß daran ein afrikanisches Christentum und eine afrikanische Kirche aufbauen zu helfen, in der sich schwarze afrikanische Menschen wahrhaft zu Hause fühlen, der muß zunächst einmal ein tiefes, ein liebevolles und ehrfürchtiges Verständnis haben für das Volkstum, für die Sitten und Bräuche und Auffassungen der Menschen, die er zu betreuen hat. Dazu aber braucht er zunächst eine genaue, tiefgründige und weiträumige Kenntnis von diesen Dingen. Er wird also unmöglich an einem eingehenden Studium der Ethnologie und Religionsgeschichte, ihrer Erkenntnisse und ihrer Probleme vorbeikommen.

Diese Liebe zu seinen Anvertrauten und den Formen ihres einfachen Lebens wird ihn antreiben, sich geradezu als Schutzengel zu stellen vor diese Menschen, die sich in ihrer Harmlosigkeit und Kritiklosigkeit blenden lassen und hilflos dem Andringen des europäischen Geistes ausgeliefert sind. Er wird alles tun und jede Gelegenheit benutzen, um ihnen die Augen zu öffnen für die großen Werte, die sie selbst in ihrer Kultur und in ihren einfachen, schlichten und bedürfnislosen Sitten haben, Werte, die Europa auch einmal hatte, aber zu seinem Schaden verloren hat. Er wird ihnen nicht verheimlichen, daß es in der europäischen Zivilisation sehr viel gibt, was der Christ vom Standpunkte des Evangeliums aus unmöglich bejahen und annehmen kann.

Dazu aber muß ein Missionar mehr als irgendein anderer eine am Gedanken- gut des Evangeliums geschulte kritische Einstellung zur europäischen Zivilisation einnehmen. Er muß klar und deutlich sehen, wo hier von einer christlichen Kultur nicht mehr gesprochen werden kann und wo das praktische Leben der Europäer, obwohl sie sich Christen nennen, in Gegensatz steht zu den Forderungen des Evangeliums. Nur so ist er imstande, eine Verpflanzung unseres verwässerten Christentums nach Afrika zu verhüten und hier ein Christentum nach dem Evangelium aufzubauen.

Von diesen Gesichtspunkten aus muß von der Mission verlangt werden, daß sie bei der *Zusammenarbeit* mit der *Kolonialverwaltung* die schärfste kritische Zurückhaltung walten läßt, und ebenso bei der Zusammenarbeit mit anderen Stellen, die unter der Phrase der „Förderung zurückgebliebener Gebiete“ nichts anderes verstehen, als daß die Eingeborenen mit einem ganz materialistischen Diesseitsgeiste erfüllt werden sollen, um so bei ihnen Absatzgebiete für die Überproduktion einer ins Wahnsinnige gesteigerten Industrialisierung zu schaffen.

Besonders zu beklagen ist, daß man es nicht fertig gebracht hat, einen für die Eingeborenen geeigneten Typ einer wirklich christlichen und afrikanischen *Schule* zu schaffen. Die Missionsschule unterscheidet sich prinzipiell nur soweit von der Schule der Kolonialverwaltung, als in ihr Religionsunterricht erteilt wird. Im übrigen steht sie ebensoschr wie diese ganz unter dem Bestreben, aus den Eingeborenen

möglichst schnell und möglichst vollkommen europäisch denkende und lebende Menschen zu machen. Am stärksten kommt dem Beobachter das zum Bewußtsein im englischen Gebiet der Goldküste, wo die Schulkinder nach englischem System uniformiert mit einem europäisch-militaristischen Paradeschritt unter Begleitung einer im allgemeinen wenig harmonisch abgestimmten europäischen Blechmusik morgens zur Schule marschieren. Bedauerlicher aber als diese äußerlichen Entgleisungen ist die Art und Weise des Unterrichtes, die unsere europäische Schule einfach sklavisch kopiert und gar nicht in Rechnung stellt, wie sehr doch auch wir Katholiken in Europa unsere Schule rationalistisch und materialistisch orientiert finden. Und wenn in dieser Schule auch zwei und mehr Wochenstunden Religion „doziert“ wird, so steht nicht nur auch dieser Religionsunterricht ganz unter einem rationalistischen Vorzeichen — man doziert den Kindern ein Kompendium der Apologetik, Dogmatik, Moral und Liturgik —, sondern er hat auch keine Verbindung mit den anderen Fächern, er steht isoliert, wie das Religiöse überhaupt in unserem ganz und gar profanierten Leben. Gerade dieser Umstand muß sich bei den jungen afrikanischen Menschen verderblich auswirken; denn ihre gesamte bisherige Kultur baute auf der Religion auf, war von der Religion durchdrungen und ohne religiöse Bindungen überhaupt nicht denkbar, kannte eine Scheidung von profan und religiös nicht, weil in der Tat alles religiös war.

In all diesen Fragestellungen, auf die ich leider nicht näher hier eingehen kann, spielt eine besonders unglückliche Rolle das, was man den *eingeborenen Klerus* nennt. Der einheimische Priester hätte eigentlich die große Aufgabe, tief verwurzelt in seinem alten Volkstum, die hier angedeuteten Probleme zu lösen und eine afrikanische Kirche aufzubauen. Nun ist aber der einheimische Priester meist noch viel mehr seinem Volkstum fremd geworden, als es der europäische Missionar ist. Er wurde als kleiner Junge, der noch nichts von den Sitten seines Volkes wußte, aus seiner Umgebung genommen und im Missionsseminar in eine ganz und gar europäische Umgebung gesteckt, in der er nichts mehr von dem Brauchtum seines Volkes zu sehen und zu hören bekam, ja, wo man ihn ängstlich davor bewahrte, damit wieder in irgendeine Verbindung zu kommen. Sich europäisch zu kleiden, in einem europäischen Bett zu schlafen, europäische Kost mit Metallbesteck an einem Tisch zu essen, nach einer europäischen Tagesordnung zu laufen und zu beten, das wird diesen jungen Menschen nun das Ideal ihres Lebens, ohne daß ihnen jemals auch nur der Sinn dafür geöffnet worden wäre, daß ihr bisheriges einfaches und unkompliziertes Leben den Forderungen des Evangeliums eigentlich viel mehr entspricht als das überfeinerte und verweichelichte europäische Leben mit seinen unzähligen Bedürfnissen. Dieser junge Mensch wächst in einer Herde von jungen Menschen aus den verschiedensten Stämmen heran, er kommt als Priester zu seinem Stamm zurück, er ist weder Afrikaner noch Europäer, er spricht seine Muttersprache nicht mehr, sondern nur noch die Sprache der im allgemeinen nicht sehr geliebten europäischen Kolonialmacht. Ein Klerus, der außerhalb seines Volkes steht, kein eingeborener, sondern ein europäisch genormter Klerus, der zufällig eine dunkle Hautfarbe hat! Ich habe eine Anzahl dieser Priester kennengelernt. Ich schätze sie alle als freundliche, hilfsbereite Mitbrüder, als Menschen, die ihr Priestertum und ihre seelsorgliche Aufgabe ernst nehmen. Aber ich konnte ein Gefühl des Mitleides für sie nicht los werden. Denn recht besehen sind sie entwurzelte Menschen, Afrikaner, die keine Afrikaner mehr sind, sondern nur noch europäisch denken, leben und arbeiten können, die für den Aufbau einer afrika-

nischen Kirche, die nach Abzug der Europäer weiterbestehen kann, nicht in Frage kommen. Sie tragen nicht die Schuld daran, sondern ihre Lehrmeister, die nicht instande sind, sich einen katholischen Priester, den Priester einer Weltkirche, anders vorzustellen denn als Europäer. Es ist ein bitteres Urteil, aber es muß gesagt werden: Die Aufgabe, einen wirklich einheimischen Klerus heranzubilden, hat die Mission nicht gelöst, sie hat dabei versagt. Um so bitterer ist dieses Urteil, als Unsummen von Geld für den Bau von großen, modern europäisch eingerichteten Seminarien ausgegeben werden, deren Früchte eigentlich negativ sind.

Von einer gewissen idealisierenden Romantik in der Darstellung der Mission sind wir immer noch nicht abgekommen. Die Missionsblätter sind erfüllt von lobhudehnden Darstellungen der herrlichen Blüte und des Wachstums der afrikanischen Kirche. Es muß dadurch ein unwahres Bild entstehen. Der Ethnologe, der diese Blüte und dieses Wachstum aus nächster Nähe sich ansieht, kann das nur mit einem Gefühl schmerzlicher Wehmut, weil er ein Herz hat für den schwarzen Menschen, für die großen Werte seiner Kultur und für die Zukunft seiner Kirche.

THOMAS OHM
„HINDU-KATHOLIZISMUS“

Die Diskussion über die Synthese von Hinduismus und Katholizismus geht weiter. Das zeigt ein Aufsatz, den Bede Griffiths OSB von den Prinknash-Benediktinern, der zusammen mit dem indischen Benediktiner Benedikt Alapatt in Indien ein Kloster kontemplativer Art gründen will, unter dem Titel „For a Hindu Catholicism“ im Tablet (21. 5. 1955, 494 f.) veröffentlicht hat. Griffiths weist zunächst auf folgenden Satz des Brahmabandhab Upadhyaya († 1907) hin: „Unserer Geburt nach sind wir Hindu und werden wir Hindu bleiben bis zum Tode. Aber als *dvija* (zweimal Geborene) sind wir Katholiken.“ Für Brahmabandhab war der Hinduismus wesentlich ein soziales System gewesen, nicht eine Religion. Dann kommt Griffiths auf die Gedankengänge des P. Staffner zu sprechen, über die wir bereits berichtet haben (ZMR 39, 1955, 322—324). Anschließend ist von Brahmabandhabs Wunsch nach einer Anpassung des Christentums an Indien die Rede. Diese Akkommodation könne unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden, dem der äußeren Anpassung und dem der Anpassung an die Hindu-Philosophie. Diese letztere sei „das ernsteste Problem“ in der Akkommodation. Dabei wird auf die Bemühungen der Jesuiten Dandois und Johanns hingewiesen, aber zugleich bemerkt, daß die Studie, die am tiefsten gehe, das Werk von P. H. O. Mascarenhas (Bombay) „The Quintessence of Hinduism“ (Bombay) sei. Mascarenhas ginge weiter als die eben genannten Autoren und behaupte, daß die Hindu-Doktrin in ihrer reinsten Form mit der katholischen Doktrin identisch sei. Jene sei eine genuine „Vorbereitung“ auf das Johannes-Evangelium und harre auf ihre Erfüllung in Christus. Es handle sich also nicht so sehr darum, bestimmte Elemente der hinduistischen Philosophie zu übernehmen und in die katholische Theologie einzubauen, als darum, im Lichte des Evangeliums die wahre Meinung und Intention der Hindu-Tradition selbst